

Christina Schwartz

Tradition mit Innovation

Die Rektoratsreden an den deutschen Universitäten
und Technischen Hochschulen der Nachkriegszeit
1945-1950





Schriftenreihe
der Historischen Kommission bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Band 103

HISTORISCHE
KOMMISSION
BEI DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN

HK
MÜNCHEN

Christina Schwartz: Tradition mit Innovation

Christina Schwartz

Tradition mit Innovation

Die Rektoratsreden an den deutschen Universitäten und
Technischen Hochschulen der Nachkriegszeit
1945–1950

Mit 7 Diagrammen und 9 Tabellen

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Schriftenreihe wird herausgegeben
vom Sekretär der Historischen Kommission:
Bernhard Löffler

Gedruckt mit Unterstützung der Franz Schnabel Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Georg Schreiber (1882–1963), Rektor der Westfälischen
Wilhelms-Universität Münster, am 3. November 1945 bei der feierlichen Wiedereröffnung
der Universität in der Stadthalle © Universitätsarchiv Münster, Bestand 68 Nr. 4942

Satz: textformart, Göttingen | www.text-form-art.de

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2197-4721
ISBN 978-3-647-31082-4

Inhalt

I.	Einleitung	7
	1. Einführung	7
	2. Forschungsstand und Abgrenzung	9
	3. Methodik	12
	a) Schlüsselwörter im Diskurs	14
	b) Sprachgebrauch im Diskurs	19
	4. Gliederung	22
II.	Foren – Hochschulen im Deutschland der Nachkriegszeit	25
III.	Akteure – Rektoren der Nachkriegshochschulen	41
IV.	Quellen – Rektoratsreden 1945–1950	73
V.	Krisenbewusstsein – Ursprung und Bewältigung der Gegenwartskrise	101
	1. Gegenwart der Krise: Beschreibung des Krisenzustands	102
	2. Herkunft der Krise: Ursachen und Auslöser	157
	3. Überwindung der Krise: Auswege und Zukunftsperspektiven	174
VI.	Kultur – Geschichte und Ethik als Motor der Reintegration	197
	1. Gemeinschaft aller Menschen: Internationalität und Völkergemeinschaft	200
	2. Gemeinschaft eines Kulturkreises: Europa und Abendland	211
	3. Gemeinschaft von Werten: Humanitas und Religion	224
VII.	Hochschule – Restauration und Reformation eines Modells	243
	1. Rolle der Wissenschaft: Unabhängigkeit und Führung	245
	2. Rolle der Tradition: Universitas und Wertevermittlung	270
	3. Rolle der Reform: Aufgabenneuverteilung und Innovation	288
VIII.	Résumé – Der Diskurs der Rektoren im Zeichen seiner Zeit	337
	Dank	349

Anhang	351
1. Begriffe und Labels im Diskurs der Rektoratsreden	351
2. Abkürzungsverzeichnis	353
3. Quellenverzeichnis	355
a) Rektoratsreden	355
b) Sekundäre Quellen	364
4. Literaturverzeichnis	372
a) Nachschlagewerke	372
b) Monographien, Sammelbände und Aufsätze	372
Personenregister	405

I. Einleitung

1. Einführung

Was bedeuten Wissenschaft und Hochschule einer Gesellschaft? Welche Aufgaben haben sie in und für diese Gesellschaft zu erfüllen? Welche Grundbedingungen brauchen sie dafür? Was will die Hochschule für sich selbst erreichen? Welche Rolle spielt die Ausbildung an der Hochschule? Wer soll Zugang zu dieser Ausbildung erhalten? Was überhaupt ist Bildung?

Diese und ähnliche Fragen beschäftigen die Hochschulen seit Jahrhunderten. In ihren Verlautbarungen trugen sie diese Themen immer wieder auch in die außeruniversitäre Umwelt hinein. Insbesondere das Medium der Rektoratsrede, das an Hochschulen im deutschsprachigen Raum bis in die späten 60er Jahre des 20. Jahrhunderts zur festen Hochschultradition gehörte, in der Schweiz ungebrochen bis in die Gegenwart, wurde als Austragungsort solcher mit sich selbst und der Gesellschaft geführten Auseinandersetzungen genutzt.

In den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkriegs nahm die Rektoratsrede für die Hochschulen eine wichtige Rolle ein. Sie war Teil einer akademischen Tradition, die man sich nach den Verwerfungen des Nationalsozialismus wieder erobern wollte – nicht zuletzt auch als haltgebendes Moment in einer Situation gefühlter Zersetzung. Die Reden jener Jahre weisen einen ausgesprochen politischen Charakter auf und befassen sich über den Fokus der Hochschule hinaus mit den großen Fragen der Zeit: Wie konnte es zu dem erlebten Schrecken kommen? Wie kann die gegenwärtig stark empfundene Krisensituation überwunden werden? Wie soll die Gesellschaft der Zukunft aussehen? Und daraus folgernd auf die Hochschule bezogen: Welchen Anteil hatte die Hochschule am Erfolg des Nationalsozialismus? Was kann die Hochschule für die Gesellschaft leisten und zum Wiederaufbau beitragen? Wie soll die Hochschule der Zukunft aussehen?

Die Reden der Nachkriegsrektoren der deutschen Hochschulen sind eingebettet in den intellektuellen Diskurs der Zeit, der sich ganz ähnlichen Fragestellungen widmet. Sie bilden darin eine Teilöffentlichkeit, die jedoch auch ein Publikum über den akademischen Kreis hinaus erreichte. So berichtete beispielsweise die Tagespresse über die Hochschulfeierlichkeiten, in deren Rahmen die Reden gehalten wurden, und gab letztere in Auszügen wieder. An den Fragen des Wiederaufbaus und einer Reformierung der Hochschule partizipierten weite Teile der Gesellschaft.

Die Beiträge der Hochschulrektoren zu der gesellschaftlichen Nachkriegsdebatte greifen viele Topoi auf, die auch der allgemeine Diskurs der Zeit behandelte. Allerdings stellen die Rektoren die Hochschule als obersten Referenzpunkt ins Zentrum ihrer Überlegungen. Diese ist demnach Teil der Gesellschaft, ist

den gleichen Einflüssen unterworfen und muss sich den dort ablaufenden Veränderungen anpassen. Gleichzeitig jedoch unterliege das hochschulinterne Leben eigenen Gesetzmäßigkeiten und stelle dementsprechende Anforderungen.

Das besondere an den Reden der Hochschulrektoren der Nachkriegszeit ist ihre große inhaltliche Übereinstimmung in den von ihnen diskutierten Fragestellungen ebenso wie in den Lösungsansätzen, die sie vorschlugen. Darüber hinaus kongruieren die Reden ebenfalls stark auf sprachlicher Ebene hinsichtlich ihres argumentationstragenden Vokabulars. Die Nachkriegsrektoren formieren mit ihren Reden einen eigenen Diskurs, der sich teils des intellektuellen Gesamtdiskurses der Zeit bedient, teils hochschuleigene Elemente hinzufügt – sprachlich wie inhaltlich.

Wie viele andere Zeitgenossen auch versuchten die Rektoren sich und ihrem Publikum das große »Warum« zu erklären, das nach Kriegsende auf dem Erlebnis jener von Friedrich Meinecke beschriebenen »deutschen Katastrophe« lastete. In ihren Reden gehen sie dafür weit zurück in der europäischen Geistesgeschichte, analysieren geistige Strömungen von der Antike bis in die Gegenwart, suchen nach historischen Vergleichen zu der von ihnen erlebten Gegenwart. Ergebnis dieser historischen Spurensuche ist eine Argumentationslinie entlang der kulturellen und geistigen Entwicklung Deutschlands und Europas, die sie für die Krise der Gegenwart verantwortlich machen. Gleichzeitig bauen sie Kultur und Geist indes als Hauptchancen zur Überwindung derselben Krise auf.

Der beginnende Ost-West-Konflikt spiegelt sich in den Reden ersten Nachkriegsjahre – auch und gerade wegen der Personalien der amtierenden Rektoren an den Ost-Hochschulen – wenig bis gar nicht. Im Verlauf des Beobachtungszeitraums – sowie mit dem Beginn einer systemkonformen Personalpolitik in der SBZ/DDR – nehmen Unterschiede in den Ansichten und Lösungsvorschlägen jedoch zu.

In ihre Argumentation beziehen die Nachkriegsrektoren die Hochschulen explizit mit ein. Sie lasten der eigenen Einrichtung eine gewisse Mitverantwortung am Gewesenen an. In keiner Sekunde lassen sie jedoch Zweifel aufkommen, dass die Hochschule eine tragende Rolle in einem neuen Deutschland spielen müsse – gerade, wenn es darum gehe, die Krise der Gegenwart über eine Stärkung von Kultur und Geist zu überwinden. Sie sehen dafür eine Mischung aus Tradition und Reform vor, die das klassische Konzept der deutschen Hochschule von Forschung und Lehre beibehält, allerdings um neue Akzente ergänzt.

Kaum zu beobachten sind in den Reden der Rektoren über den gesamten Erfassungszeitraum geschlechterspezifische Fragestellungen mit Blick auf die Hochschule. Der überwiegende Anteil an Studenten war männlich, Studentinnen andererseits jedoch keinesfalls Einzelercheinungen an den Hochschulen. Dennoch findet sich in den Reden kaum ein Bezug auf die weibliche Studentenschaft oder das Frauenstudium im Allgemeinen. Die Rektoren sprechen zumeist geschlechtsneutral von »der Jugend«, »den Studenten« etc., weswegen der Gender-Aspekt für die Analyse der Rektoratsreden im Rahmen dieser Studie nicht weiter vertieft werden soll.

Die Bedeutung der Hochschule allgemein für die Gesellschaft als Forschungs- und Ausbildungsstätte akzentuieren die Redner mit Nachdruck. In einer Zeit gesellschaftlicher Umwälzung und knapper Mittel geht es in den Rektoratsreden jener Jahre nicht nur um Deutungshoheit, sondern ganz klar auch um Absicherung der eigenen Existenz.

2. Forschungsstand und Abgrenzung

Hochschulgeschichte als Subdisziplin der Wissenschaftsgeschichte hat in den vergangenen Jahren eine zunehmend bedeutendere Gewichtung erfahren, gerade auch für ihren Verlauf im 20. Jahrhundert. Wie ebenfalls in anderen Themenbereichen historiographischer Forschung hat die Zeit des Nationalsozialismus auch für die Hochschulgeschichte einen speziellen Stellenwert und weist eine besonders hohe Dichte an Veröffentlichungen auf.¹ Dies gilt nicht nur für die Institution, sondern auch für das Hochschul-Personal, Professoren und Rektoren.²

Die Erforschung der Hochschulen in der Nachkriegszeit holt aktuell stark auf. Einige größere Studien zu einzelnen Hochschulen sind für diesen Zeitraum erschienen, so etwa für die Universitäten Köln, Bonn, Rostock und Jena, die Technische Hochschule Hannover plus die Gründungsgeschichten der beiden Neu-

1 Siehe bspw. die Studien zu einzelnen Hochschulen etwa von Henrik Eberle über die Universität Halle, Hans-Paul Höpfner über die Universität Bonn, Birgit Vezina über die Universität Heidelberg beziehungsweise die Sammelbände herausgegeben von Rüdiger vom Bruch und Christoph Jahr zur Berliner Universität Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms und Cornelia Wegeler über die Universität Göttingen, Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin und Eike Wolgast über die Universität Heidelberg, Uwe Hoßfeld über Universität Jena, Elisabeth Kraus, Eckart John, Bernd Martin, Marc Mück und Hugo Ott über die Universität Freiburg über die Universität München oder Urban Wiesing zur Universität Tübingen: H. Eberle (2002), H.-P. Höpfner (2003), B. Vezina (1982), H. Becker/H.-J. Dahms/C. Wegeler (Hg.) (1998), W. U. Eckart/V. Sellin/E. Wolgast (Hg.) (2006), U. Hoßfeld (2003), R. v. Bruch (Hg.) (2005), Ch. Jahr (Hg.) (2005), E. Kraus (2006), E. John u. a. (Hg.) (1991), U. Wiesing (Hg.) (2010). Darüber hinaus überblicksartig auch Jeremy Noakes, J. Noakes (1993).

Ebenso breiter angelegte Übersichtswerke wie etwa die zweibändigen Schriften von Helmut Heiber und Wolfgang Keim, die Sammelbände von Jörg Tröger oder von Karin Bayer zusammen mit Frank Sparing und Wolfgang Woelk: H. Heiber (1992/94), W. Keim (1997), J. Tröger (Hg.), (1984), K. Bayer/F. Sparing/W. Woelk (Hg.) (2004).

2 Hellmut Seier gab bereits 1964 einen Überblick über die ›Führer‹-Rolle, die das nationalsozialistische Regime dem Rektor zudachte. Bernd Grün hat in seiner Dissertation dieses Konzept in der Praxis der Universität Freiburg untersucht. Siehe: H. Seier (1964), B. Grün (2010).

Zum politischen Verhalten der Hochschullehrer während des Nationalsozialismus bis 1939 siehe M. H. Kater (1981).

gründungen jener Zeit in Berlin und Mainz.³ Aufsätze leisten einen großen Teil der Aufarbeitung der Nachkriegsjahre einzelner Hochschulen.⁴ Größere Überblickswerke zur Geschichte einzelner Hochschulen sind indes in vielen Fällen nicht besonders aussagekräftig, was den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg betrifft, so etwa die Festschrift zum 600-jährigen Bestehen der Universität Heidelberg oder auch der entsprechende Passus in der anlässlich der Hundertjahr-Feier der TU Berlin veröffentlichten Festschrift.⁵ In manchen Fällen klammern Hochschulgeschichten wie beispielsweise die zum 150-jährigen Bestehen der Universität Hannover erschienene die Nachkriegszeit komplett aus.⁶

Gesamtübersichten der Hochschulentwicklung nach Ende des Nationalsozialismus in Fragen wie der Entnazifizierung, der Krux von Kontinuitäten und Umbrüchen, dem Wiederaufbau von Institutionen und Wissenschaft, der Demokratisierung, der Eingliederung der Hochschulen in neue politische Systeme etc. liegen einige vor.⁷ Vielfach beschäftigten sich Forscher mit Teilaspekten der Hochschulgeschichte der Nachkriegsjahre. Verschiedene Aspekte der allgemeinen Hochschulentwicklung jener Zeit finden sich in aktuellen monographischen Studien beleuchtet. Die gesellschaftliche Diskussion um Hochschulkonzeption und notwendige Reformen in der Nachkriegszeit behandelt Barbara Wolbring

3 Folgende Studien betrachten explizit die Nachkriegszeit der genannten Hochschulen: Universität Köln: L. Haupts (2007); Universität Bonn: Ch. George (2010); Universität Rostock: J. D. Herzig/C. Trost (2008); M. Handschuck (2003); Universität Jena: J. John/V. Wahl/L. Arnold (Hg.) (1998); TH Hannover: F. Steffens (2011); FU Berlin: S. Lönnendonker (1987), Mainz: H. Mathy (1997).

Auch die neueren Werke zur Geschichte einzelner Universitäten enthalten umfangreichere Kapitel nicht nur zur NS-Ära und der Nachkriegszeit, s. inbes. zu Berlin H.-E. Tenorth (Hg.) (2010–2012) oder Leipzig U. v. Hehl/G. Heydemann/K. Fitschen/F. König (2010).

4 So zum Beispiel die Sammelbände mit Einzelstudien zur Situation der Nachkriegsuniversitäten von Manfred Heinemann: M. Heinemann (Hg.) (1990/91); M. Heinemann (Hg.) (1999); M. Heinemann (Hg.) (2000).

Darüber hinaus unter anderem auch folgende Aufsätze: G. Böhme (1971) für die hessischen Universitäten; A. Munro (1984), R. Cheval (1987), S. Paletschek (2002a) für die Universität Tübingen, S. Flachowsky (2004) für die Berliner Universität; W. Müller (1997) für die Universitäten München, Erlangen und Würzburg; F. R. Pfetsch (1985), R. de Rosa (1986), J. A. Mumper (1986), V. Sellin (1996) für die Universität Heidelberg; M. Nehr Korn/Ch. Vanja (1977) für die Universität Marburg; D. Phillips (1983) zur Wiedereröffnung der Universitäten in der Britischen Zone; U. Schneider (1984).

5 W. Doerr (Hg.) (1986); P. Brandt (1979).

6 R. Seidel (1981), Bd. 1.

Auch die 2006 erschienene Geschichte zum 175-jährigen Bestehen der Hochschule klammert diese Phase der Hochschulgeschichte weitgehend aus – abgesehen von zwei halbseitigen Kurzzusammenfassungen der Schlaglichtjahre 1933 und 1945. Vgl. R. Seidel (2006).

7 So bspw. C. Defrance (2003) zur Entnazifizierung; M. G. Ash (1995) A. Schildt (1997), C. Defrance (2000), W. H. Pehle/P. Sillem (1992) zur Frage von Kontinuitäten; Th. Stamm (1981), H. Coing (1992) zum Wiederaufbau; K.-E. Bungenstab (1970), P. Chroust (1999) zu Re-education und Demokratisierung; R. Jessen (1998), R. Jessen (1999) zur Eingliederung der Hochschule ins kommunistische System.

in ihrer Habilitation »Trümmerfeld der bürgerlichen Welt« sehr ausführlich.⁸ Einen Teilaspekt des reformerischen Ansatzes in Form von Kollegienhäusern hat Konstantin Freytag von Loringhoven in seiner Dissertation untersucht.⁹ Ilko-Sascha Kowalczyk hat sich in seiner Dissertation mit der Hochschulpolitik in SBZ und DDR von der Nachkriegszeit bis in die frühen 60er Jahre auseinandergesetzt.¹⁰

Was keine der bisher vorliegenden Studien vereint, ist es eine Gesamtbetrachtung der Universitäten und Technischen Hochschulen in der Nachkriegszeit. Insbesondere die Diskussion um eine Hochschulreform in jenen Jahren gibt an sich genügend Anlass, beide Hochschul-Typen im Zusammenhang beim Wiederaufbau zu betrachten. Die vorliegende Studie widmet sich dem konzeptionellen Teil dieses Wiederaufbaus, kann es jedoch nicht leisten, ebenso dessen praktische Umsetzung detailliert zu untersuchen. Barbara Wolbring berücksichtigt in ihrer Analyse der Nachkriegsdiskussion um die Hochschulreform neben den Universitäten auch die Technische Hochschulen und ihre Beiträge. Einen systematischen Vergleich des Wiederaufbaus leistet ihre Schrift jedoch nicht.

Das Thema Rektoren und Rektoratsreden haben lediglich einige wenige Forscher näher behandelt. Ralph Boch hat mit seiner Dissertation eine breite prosopographische Studie zu den Nachkriegsrektoren aller deutschen Universitäten vorgelegt.¹¹ Eine vergleichbare Untersuchung zur Gruppe der TH-Rektoren liegt bislang nicht vor.

Der Rektoratsrede als Quellengattung wurde bisher keine systematische Untersuchung gewidmet, doch ist sie eine vielzitierte Quelle in der hochschulgeschichtlichen Forschung. Besonders zu erwähnen sind hier Studien von Dieter Langewiesche wie auch von Bernd A. Rusinek und Rainer C. Schwinges, die sich tiefergehenden Auswertungen von Rektoratsreden gewidmet haben.¹²

Zur sprachlichen Entwicklung der Nachkriegszeit sei auf die Habilitationsschrift von Heidrun Kämper verwiesen, die Opfer, Täter und Nichttäter in ihren Argumentationsstrategien und Sprechmustern nach Ende des Nationalsozia-

8 B. Wolbring (2014).

9 K. v. Freytag-Loringhoven (2012).

10 I.-S. Kowalczyk (2003).

11 R. Boch (2004).

12 Siehe etwa D. Langewiesche (2007a), D. Langewiesche (2007b), D. Langewiesche (2007c), D. Langewiesche (2007d), D. Langewiesche (2010), D. Langewiesche (2011a), D. Langewiesche (2011b), D. Langewiesche (2012), D. Langewiesche (2014), B. A. Rusinek (2002), B. A. Rusinek (2003), R. C. Schwinges (2005).

Siehe außerdem die Online-Bibliographie deutschsprachiger Rektoratsreden im 19. und 20. Jahrhundert, betreut von Dieter Langewiesche und Rainer C. Schwinges bei der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften: www.historische-kommission-muenchen-editionen.de/rektoratsreden (Stand 19.04.2019).

Sowie das schweizerische Pendant von digitalisierten Rektoratsreden bis ins Jahr 2005, betreut von Rainer C. Schwinges: http://www.arpa-docs.ch/SedServer/SedWM.cgi?fn=Swd_Reden&lng=0 (Stand 19.04.2019).

lismus sehr ausführlich untersucht hat und in einem zusätzlichen Wörterbuch zum Schulddiskurs der Nachkriegsjahre noch weiter aufbereitet hat.¹³

3. Methodik

Die deutsche Nachkriegsöffentlichkeit war bestimmt von Fragen der Orientierung zwischen dem »wieso« und »woher« einer verworrenen Vergangenheit und dem »wie« und »wohin« einer noch undurchsichtigeren Zukunft. Der intellektuelle Diskurs dieser Zeit versuchte sich an Erklärungen sowohl des Nationalsozialismus selbst wie auch der Hintergründe seines Aufkommens. Gleichzeitig wurden hier Zukunftsvisionen einer post-nationalsozialistischen deutschen Gesellschaft der Zukunft entworfen.

Wie der Rest der Gesellschaft waren in den direkten Nachkriegsjahren gleichermaßen die Hochschulen einem Wandlungsprozess mit unbestimmtem Ausgang unterworfen. Dieser wurde begleitet von einer Diskussion um die künftige Gestalt der Hochschulen und ihre Aufgabe innerhalb der Gesellschaft. Die Reden der Rektoren der Nachkriegszeit geben einen Einblick in das Spektrum der Themen, welche die Hochschulen in jenen Jahren bewegten. Das Medium der öffentlich gehaltenen – und häufig im Anschluss publizierten – Rede verlegt die Äußerungen der Redner dabei auf eine Ebene, die über dem Alltagsgeschäft liegt und vielmehr auf programmatische Positionierung als auf tatsächliches Geschehen verweist.

Die Untersuchung dieser Quellen als Ausgangspunkt der hier vorliegenden Studie ist damit weniger auf eine Synopsis der Ereignisse um die Wiedereröffnung der deutschen Universitäten und Technischen Hochschulen in den Nachkriegsjahren ausgerichtet. Sie leistet vielmehr eine Analyse der öffentlich ausgetragenen Auseinandersetzung mit den zentralen Fragen der Zeit im Rahmen der Rektoratsrede. In der deutschen Nachkriegsgesellschaft und darin wiederum innerhalb der Intelligenz bilden die Rektoren mit ihren Reden eine Teilöffentlichkeit. Sie behandeln häufig die gleichen Themen wie die übergeordneten Öffentlichkeiten. Im Rahmen des ihnen gemeinen Diskursraums Hochschule schaffen sie sich jedoch einen eigenen Diskurs, der hier untersucht werden soll.

Die Diskursanalyse hat im vergangenen Jahrzehnt, unter anderem durch die Arbeiten von Philipp Sarasin, einen festen Platz in der Geschichtswissenschaft eingenommen. Trotz kontinuierlicher Diskussionen um die analytische Methode, gilt nach wie vor die Ansicht, dass die Individualität jedes Diskurses eigene Vorgehensweisen seiner Analyse erfordere und es keinen »Königsweg« (Siegfried Jäger) der Diskursanalyse geben könne.¹⁴ Die vorliegende Un-

13 H. Kämper (2005) und H. Kämper (2007).

14 Vgl. dazu S. Jäger (1999).

tersuchung orientiert sich in vielerlei Hinsicht an der Diskurstheorie Michel Foucaults.

Foucault nimmt grundsätzlich eine Positivität des Diskurses an, die als ›historisches Apriori‹ für die im Diskurs getätigten Aussagen stehe:

»[...] ich will damit ein Apriori bezeichnen, das nicht Gültigkeitsbedingung für Urteile, sondern Realitätsbedingung für Aussagen ist. Es handelt sich nicht darum, das wiederzufinden, was eine Behauptung legitimieren könnte, sondern die Bedingungen des Auftauchens von Aussagen, das Gesetz ihrer Koexistenz mit anderen, die spezifische Form ihrer Seinsweise und die Prinzipien freizulegen, nach denen sie fortbestehen, sich transformieren und verschwinden. Ein Apriori nicht von Wahrheiten, die niemals gesagt werden oder wirklich der Erfahrung gegeben werden könnten; sondern einer Geschichte, die gegeben ist, denn es ist die der wirklich gesagten Dinge.«¹⁵

Die sprachliche Äußerung ist für Foucault damit nicht nur reines Medium zum Transport von Inhalten, sie ist die Grundbedingung des Diskurses überhaupt. Die Suche nach einer ›wahren Intention‹ hinter der Diskursäußerung ist demzufolge obsolet, wenngleich sie insbesondere für historiographische Untersuchungen verlockend, jedoch kaum erfolgreich abschließbar erscheint. Gerade in der Situation der ersten Nachkriegsjahre lassen die Biographien der Redner, die Fremdbestimmung durch die alliierten Besatzungsmächte und andere Unwägbarkeiten immer wieder Fragen nach den tatsächlichen Meinungen hinter dem Gesagten aufkommen. Viel mehr als Spekulation ließe deren Beantwortung jedoch kaum zu.

Insofern werden die Aussagen der Rektoren im Rahmen ihrer Reden hier als genuiner Ausdruck ihres Weltbildes verstanden. Das Medium der Rede unterstützt dieses Vorgehen, insofern sie stets in einem offiziellen Rahmen stattfinden, wo sie direkt auf einen bestimmten Kreis von Rezipienten trifft. Im Fall der Rektoratsreden wurden somit die Hauptzielgruppen, nämlich Studenten und Verwaltung, unmittelbar in der anwesenden Zuhörerschaft erreicht. Die Wirkung der Reden wurde zudem durch das zeitgenössische Medienecho und die folgende Drucklegung der meisten Reden verstärkt.

Die Anlehnung der vorliegenden Studie an Foucaults Diskurstheorie hat einen weiteren Vorteil. Von Foucault als nicht abgeschlossenes System konzipiert, erlaubt sie explizit den selektiven Zugriff auf einzelne ihrer Elemente, die je nach Gegebenheiten des vorliegenden Textkorpus mit anderen methodischen Ansätzen kombiniert werden können. Im Rahmen dieser Untersuchung treten ergänzend Vorgehensweisen anderer analytischer Verfahren wie etwa der Begriffsgeschichte oder der Semiotik hinzu.

Zwei Merkmale mit besonderer Ausprägung im Rektoratsreden-Diskurs sollen hier vorab noch etwas tiefer beleuchtet werden: Zum einen verwenden die Redner übereinstimmend bestimmte Schlüsselwörter, um zwischen den unterschiedlichen Themenbereichen der Diskussion zu navigieren. Zum anderen

15 M. Foucault (1973), S. 184f.

weisen die Reden jeweils sprecherabhängig bestimmte sprachliche Merkmale auf, eine einheitliche Definition der diskursimmanenten Schlüsselwörter jedoch erschweren.

a) Schlüsselwörter im Diskurs

Die Rektoren haben über ihre Reden Anteil an einem großen intellektuellen Diskurs innerhalb der deutschen Nachkriegsgesellschaft, welcher sich mit der direkten Vergangenheit, den Gründen, die zu ihrer als krisenhaft wahrgenommenen Entwicklung historisch gesehen führten, sowie mit den Visionen eines neuen Deutschlands auseinandersetzt. Der Tenor jener in Reden, Zeitschriften oder anderen Periodika wie auch Büchern vorgetragenen Gedanken ist in etwa der gleiche.¹⁶ Der Eindruck eines homogenen Diskurses verstärkt sich zudem durch die in großem Maße einheitliche Verwendung eines bestimmten terminologischen Kataloges. Ähnliche Anliegen firmieren unter jeweils derselben sprachlichen Bezeichnung, demselben Terminus, bzw. – umgangssprachlich formuliert – demselben ›Wort‹, wodurch sie den Gesamtdiskurs gleichsam kanonisieren. Die in dieser Weise sozusagen zu ›Schlüsselworten‹ avancierten Termini treten jeweils in bestimmten Bedeutungszusammenhängen auf, welche dadurch wiederum selbst in eine enge Verbindung zu ihrem ›Schlüsselwort‹ eintreten. Letztere Verbindung macht es schließlich obsolet, den kompletten Bedeutungszusammenhang permanent zu referieren, so dass ein Erwähnen der sprachlichen Bezeichnung für die Sprecher im Diskurszusammenhang allein ausreicht, um das zugehörige Bedeutungs- und Assoziationsfeld im Sinne seiner Funktion im Diskurs aufzudecken.

Innerhalb des allgemeingesellschaftlichen Diskurses der Nachkriegszeit stellen die Hochschulrektoren eine gesonderte Sprechergruppe dar, die gewissermaßen einen in sich geschlossenen Diskursraum bildet. Sie alle sind Wissenschaftler, Ordinarien in ihrem jeweiligen Fach sowie zum beobachteten Zeitpunkt Vorstände ihrer Hochschule. In dieser Eigenschaft halten sie in öffentlichem, meist feierlichem Rahmen Reden, in denen sie sich mit aktuellen Fragen der Zeit auseinandersetzen, die zu großen Teilen ebenso der allgemeine intellektuelle Diskurs der Zeit behandelt. Darüber hinaus gibt es zwischen den Sprechern jedoch wenig Gemeinsamkeiten, und zwar sowohl in ihren biographischen Hintergründen, etwa Alter, soziale Herkunft oder Fächerzugehörigkeit betreffend¹⁷, wie auch im Hinblick auf die Art ihres sprachlichen Ausdrucks oder ihrer Beziehung zur Sprache.

¹⁶ Vgl. dazu etwa B. Wolbring (2007).

¹⁷ Vgl. Kap. III, S. 43–64. Tiefer aufgearbeitet finden sich die persönlichen Hintergründe für die Rektoren der Universitäten bei R. Boch (2004). Eine vergleichbare Untersuchung für die Rektoren der Technischen Hochschulen gibt es bislang nicht.

Speziell hier, also in Bezug auf Sprachverständnis wie auch Sprachsensibilität der Redner äußern sich im einzelnen eklatante Unterschiede. Dergleichen Differenzen treten insbesondere bei der Verwendung der diskursbestimmenden ›Schlüsselwörter‹ zutage. Letztere fungieren als Stellvertreter genau ausdefinierter Konzepte, die den Termini im wissenschaftlichen Sprachumfeld hinsichtlich den ihnen zugrundeliegenden konkreten Definitionen vergleichbar sind. Wortform und dahinterstehendes geistiges Konzept bilden eine Einheit mit einer bestimmten Funktion im Diskurs, welche sich über die sprecherindividuelle semantische Zuschreibung – wie sie bei allen sprachlichen Zeichen vorkommt – erhebt.

Derartig gebrauchte ›Schlüsselwörter‹ sollen hier die Bezeichnung *Begriff* erhalten, die jedoch konzeptionell nicht mit der Verwendung im Sinne der linguistischen Terminologie gleichzusetzen ist. Gemeint ist damit also nicht etwa de Saussures »concept« im Zeichenmodell oder die »meaning«-Seite im semiotischen Dreieck von Ogden und Richards: nicht also das geistige Konzept, das hinter einem sprachlichen Zeichen steht und es – bei Ogden und Richards – mit seinem Referenten in der außersprachlichen Wirklichkeit verbindet.¹⁸ Viel eher soll hier eine weiter gefasste Definition des *Begriffs* gewählt werden, die sich an die Begriffsgeschichte anlehnt, wo sie in ähnlicher Form vorkommt. Die Begriffsgeschichte nämlich fasst den *Begriff* als einen bestimmten Code, der von einer Sprechergemeinschaft zu einem gewissen Sachverhalt geteilt wird. Reinhart Koselleck schreibt in seiner Einleitung zu den »Geschichtlichen Grundbegriffen« dazu folgendes:

»Die Bedeutung eines Wortes verweist immer auf das Bedeutete, sei es ein Gedanke, sei es eine Sache. Dabei haftet die Bedeutung zwar am Wort, aber sie speist sich ebenso aus dem gedanklich intendierten Inhalt, aus dem gesprochenen oder geschriebenen Kontext, aus der gesellschaftlichen Situation. Ein Wort kann eindeutig werden, weil es mehrdeutig ist. Ein Begriff dagegen muss vieldeutig bleiben, um Begriff sein zu können. Der Begriff haftet zwar am Wort, ist aber zugleich mehr als das Wort. Ein Wort wird – in unserer Methode – zum Begriff, wenn die Fülle eines politisch-sozialen Bedeutungszusammenhanges, in dem – und für den – ein Wort gebraucht wird, insgesamt in das eine Wort eingeht. [...] Begriffe sind also Konzentrate vieler Bedeutungsgehalte. Wortbedeutungen und das Bedeutete können getrennt gedacht werden. Im Begriff fallen Bedeutung und Bedeutetes insofern zusammen, als die Mannigfaltigkeit

18 De Saussure unterscheidet für den Aufbau eines ›Wortes‹ zwischen Ausdruck und Inhalt. Die Ausdrucksseite repräsentiert das sprachliche Zeichen einer Lautkette, den Inhalt das von ihr abgerufene Konzept (»concept«), also die Vorstellung von einer Sache, die sich als Abstraktion aus all den Sachen zusammensetzt, die vom selben sprachlichen Zeichen bezeichnet werden. Siehe F. de Saussure (1969).

Das semiotische Dreieck von Ogden und Richards erweitert die zweiseitige Beziehung von sprachlichem Zeichen und dessen konzeptionelle Bedeutung (»meaning«) um den Sprecher, ohne den beide nicht in Beziehung gebracht werden können. Siehe C. K. Ogden/I. A. Richards (1923).

geschichtlicher Wirklichkeit in die Mehrdeutigkeit eines Wortes so eingeht, dass sie nur in dem einen Wort ihren Sinn erhält, begriffen wird.«¹⁹

Die Art und Weise, in der manche der Rektoren in ihren Reden bestimmte ›Schlüsselwörter‹ verwenden, deutet allerdings sehr stark darauf hin, dass bei ihnen die diskursimmanente Semantik des *Begriffs* von individuellen Assoziationen überlagert wird. An nicht wenigen solcher Stellen scheint erkennbar durch, dass ein Redner einem Sachverhalt einfach nur das dafür gängige Etikett aufklebt, indem er ihn mit dem passenden ›Schlüsselwort‹ belegt. Aus seinem argumentativen Umfeld innerhalb der Rede wird jedoch klar, dass das ›Schlüsselwort‹ hier nicht diskurskonform eingesetzt ist, sondern dass es auf sonstige, nichtzugehörige semantische Inhalte verweist und somit als *Begriff* nicht mehr seine volle Funktion erfüllen kann. Am augenscheinlichsten werden solche Phänomene etwa dort, wo bedeutungsähnliche, aber keinesfalls synonyme *Begriffe* wie etwa *Europa* und *Abendland*, die von anderen Rednern konzeptionell getrennt voneinander behandelt und benutzt werden, offensichtlich als lediglich sprachliche Varianten dienen, um die Erörterung eines Gedankens vielfältiger in der Formulierung zu gestalten.²⁰ An dieser Stelle muss die hier vorliegende Studie denn auch über das Instrumentarium der Begriffsgeschichte hinausgehen.

Eine Homogenität im Gebrauch einer *begrifflichen* Struktur, wie sie etwa Voraussetzung für eine begriffsgeschichtliche Analyse zu sein hätte, ist in diesem Fall nicht gegeben. Es erscheint vielmehr so, dass manche Sprecher über das Repertoire an ›Schlüsselwörtern‹ des Diskurses verfügen, dieses aber lediglich – vergleichbar dem, was der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen »Plastikwörter« nennt – als »konnotative Stereotype«²¹ verwenden. Pörksen verbindet in dem Terminus »Plastikwörter« eine »Vorstellung von unendlicher Formbarkeit mit der einer geformten Stereotypie«²². »Plastikwörter« sind als »Wörter, die in der Umgangssprache sich ausbreiten«, zu unterscheiden von »Begriffen, die hintergründig wirksam sind«. Anders als den gleichlautenden »Begriffen« haftet ihnen ein »umfangreicher Vorstellungsbezirk und ein Assoziationshof« an, die sowohl für den Sprecher wie für den Empfänger nur eine diffuse Definition des Gesagten ermöglichen und den Rest einer freien Konnotation überlassen²³:

»Die Wörter werden nicht in den jeweiligen Zusammenhängen nuanciert und festgelegt; dem Sprecher fehlt die Definitionsmacht. Sie sind, als vom konkreten Zusammenhang unabhängige, ›kontextautonome‹ Wörter, äußerlich den Termini der Wissenschaftssprache verwandt, haben freilich nicht deren präzis definierte, von einem Assoziationshof freie Bedeutung. Die Verwandtschaft liegt in der angenommenen

19 R. Koselleck (1972), S. XXII.

20 Vgl. hierzu z. B. J. Kroll (1947), S. 63 Sp. 1, J. Schmid (MR JGU 1947), S. 9.

21 U. Pörksen (1989), S. 11.

22 U. Pörksen (1989), S. 21.

23 U. Pörksen (1989), S. 42–44.

Konstanz der Bedeutung, in der genormten Selbständigkeit dieser Wörter; sie sind die gemeinsprachlichen Neffen der Termini: Stereotype. [...]

Bei den Wörtern dominiert statt der Denotation die sich in Ringen, in Wellen ausbreitende Konnotation; an die Stelle der Bezeichnungskraft tritt die Ausstrahlung scheinbarer Aufklärung. [...] sie formulieren ein Gut oder liefern den Schein einer Einsicht. Bei ihrem Gebrauch dominiert die *Funktion* der Rede, nicht ihr *Was*.«²⁴

Dies mag, von Sprecher zu Sprecher verschieden, nur an vereinzelter Stelle vorkommen, in einigen Fällen ist jedoch davon auszugehen, dass die Sprecher bestimmte ›Schlüsselwörter‹ gebrauchen, ohne deren konkrete Bedeutung, wie sie der Diskurs vorgibt, zu erfassen. Wie bereits erwähnt gerinnen beispielsweise *Europa* und *Abendland* hier und dort zu Synonymen, *Kultur* wird zum Allgemeinplatz und *Positivismus* geriert zum regelrechten Schimpfwort.

Das Nennen des ›Schlüsselworts‹ löst nach wie vor die ihm zugehörige Assoziationskette aus, das nonkonforme sprachliche Umfeld, in dem es erscheint, kappt hier aber seine Funktionsfähigkeit als *Begriff*. Dabei tritt mit Uwe Pörksen die »Funktion des Bezeichnens [...] zurück gegenüber der des Bedeutens.«²⁵ Der Sprecher bringt ein ›Schlüsselwort‹ an entsprechender Stelle in seine Rede ein, hat damit Teil am zugehörigen Diskurs, das ›Schlüsselwort‹ selbst bezeichnet aber nicht mehr den eigentlichen *Begriff*. Dessen Bedeutung schwingt zwar nach wie vor mit; überhaupt deshalb nur qualifiziert sich der Sprecher qua Nennung des ›Schlüsselworts‹ zur Teilhabe am Diskurs. Die *begriffliche* Semantik verliert aber durch diese Art des Gebrauchs, die mehr »benutzt« als »reflektiert«²⁶, derartig an Gehalt, dass sich der *Begriff* letztlich auf eine Art ›Etikett‹, bzw. *Label* reduziert.

Die Funktion des *Labels* im Diskurs lässt sich etwa mit der des Labels eines Wirtschaftsunternehmens oder einer Marke vergleichen. Um eine Marke samt dazugehörigem Label zu platzieren, ist es wichtig, den Markennamen in Verbindung mit dem Label so intensiv wie möglich zu verbreiten, damit dem Konsumenten die Marke überhaupt erst bekannt wird. Gelingt dies, gelten Marke und Label dem Konsumenten fortan als »wichtige Orientierungshilfe, die eine einfachere Identifikation der gewünschten Leistung ermöglicht«²⁷. Darüber hinaus verkörpert die Marke weitere Eigenschaften. Sie dient als »Kommunikationsmittel von Herstellern zu Abnehmern«, sie steht inhaltlich für eine zumindest »gleichbleibende oder verbesserte Qualität«, hilft bei der Differenzierung [des Produkts] von anderen Wettbewerbsangeboten«, in Verbindung mit dem zugehörigen Label als Transmitter erreicht sie eine »Wiedererkennbarkeit«, wodurch sich Chancen auf »Wiederholungskäufe« erst erschließen.²⁸ Der Wirt-

24 U. Pörksen (1989), S. 118–121.

25 U. Pörksen (1989), S. 38.

26 J. Schiewe (1998), S. 219.

27 C. Homburg/H. Krohmer (2006), S. 628.

28 W. Pepels (2009), S. 61–66.

schaftswissenschaftler und Marketingexperte David A. Aaker beschreibt den Charakter der Marke als »mental box«. Informationen über dieselbe Marke speichert der Empfänger demzufolge in einer geistigen ›Box‹, die als Erkennungszeichen das Label der Marke trägt:

»After time passes, little in the box might be retrievable. The person knows, however, if it is heavy or light. He or she also knows in which room it is stored – the room with the positive boxes (that is, objects that have earned positive feelings and attitudes) or the one with the negative boxes.«²⁹

In seltenen Fällen hat sich eine Marke – jeweils gekoppelt an das zugehörige Label – derart erfolgreich etabliert, dass ihr Name über das Produkt dominiert. Beispielsweise hat sich der Markenname »Tempo« im deutschsprachigen Raum als Bezeichnung für das von ihm vertretene Produkt komplett durchgesetzt und den Gebrauch der eigentlichen Bezeichnung »Papiertaschentuch« umgangssprachlich ersetzt. Somit wirkt die Bezeichnung »Tempo« auch auf Nachahmerprodukte anderer Hersteller, die mit Eigenschaften des Produkts »Tempo«, welche über die Grundgemeinsamkeit »Papiertaschentuch« hinausgehen – wie etwa »Durchschnupfsicherheit« oder »besondere Weichheit«³⁰ – nichts weiter gemein haben. Der produktbezogene Inhalt von »Tempo« verwässert an dieser Stelle, die Funktionsfähigkeit der Bezeichnung »Tempo« wird dadurch jedoch nicht eingeschränkt.

Übertragen auf den Diskurs der Rektorenreden steht das *Label* für eine bestimmte Menge an Assoziationen, die an ein bestimmtes ›Schlüsselwort‹ gekoppelt sind. Manche dieser Assoziationen beziehen sich direkt auf den semantischen Gehalt des *Begriffs*, den das ›Schlüsselwort‹ im Diskurs evoziert. Andere Assoziationen, die auf persönlichen Erfahrungen des Individuums beruhen, schwingen völlig frei in diesen originär begrenzten Distrikt hinein. Sie beeinflussen die darin getroffene Prädefinition des *Begriffs*, respektive überlagern diese sogar. Die hauptsächliche Funktion, die das *Label* erfüllt, ist es, den Diskurs am Laufen zu halten, was dank seiner Bindung an ähnliche historische, philosophische oder ideelle Inhalte wie die des *Begriffs* tatsächlich gelingt. Im Unterschied zum Gebrauch des *Begriffs* jedoch lässt das *Label* über dessen konkret definierten Inhalt hinaus eine wellenhaft sich ausbreitende Konnotation bei Sprecher und Hörer zu. Dieser weiter gefasste Assoziationsrahmen verwässert den *Begriff* im Diskursinn. Das *Label* ist der *begrifflichen* Semantik allenfalls diffus, trotzdem jedoch in anhaltender Persistenz verbunden. Dies garantiert gemeinsam mit der phonetischen Identität von *Begriff* und *Label* seine Funktionsfähigkeit innerhalb des Diskurses. Aus ihrer passiven Teilhabe sind allen Mitgliedern des Diskurses dessen bestimmende ›Schlüsselwörter‹ bekannt. Um aktiv daran teilzuhaben, muss der Diskursteilnehmer lediglich exakt jenen

29 D. A. Aaker (1996), S. 10.

30 Vgl. Dokumentation der Werbekampagnen für Tempo aus den letzten 80 Jahren: <http://www.tempo.net/de/die-marke-tempo/zeitreise> (Stand 23.09.2015).

Kanon an ›Schlüsselwörtern‹ abrufen und einhalten, was letztlich auch dazu führt, dass Inhalte verwässern. Derartige ausufernde Assoziation trägt auf der anderen Seite jedoch dazu bei, die allgemeine Akzeptanz des ›Schlüsselworts‹ zu steigern, wovon in letzter Konsequenz sowohl *Label* wie auch *Begriff* profitieren.

Je abstrakter ein *Begriff* zu fassen ist und je größer einerseits die Notwendigkeit, andererseits aber auch die Schwierigkeit seiner genauen Definition, desto anfälliger ist er dafür, von vagen Assoziationen befallen zu werden und im Gebrauch eines Sprechers zum *Label* herabzusinken. Betroffen sind daher vorrangig *Begriffe* wie *Religion*, *Abendland* etc., welche die Hauptlinien des Gedankengangs im Diskurs bestimmen, und viel weniger solche, die zwar selbst einen gewissen Bedeutungsumfang besitzen, jedoch vor allem benutzt werden, um einen ›größeren‹ *Begriff* zu strukturieren und auszudeuten, wie etwa *Schuld*, *Vermassung* etc. Sie bleiben im Wesentlichen bei allen Rednern *labelhaft* undifferenziert.

b) Sprachgebrauch im Diskurs

Auffällig am Quellenkorpus der Rektoratsreden aus der deutschen Nachkriegszeit ist ein sehr heterogener Umgang mit Sprache in den einzelnen Reden. Die Rektoren als Personengruppe eint zunächst ihr Status als Hochschulprofessoren, die zum beobachteten Zeitpunkt ihren Institutionen als Leiter vorstanden. Darüber hinaus weist diese Gruppe jedoch heterogene Züge auf, was Herkunft, fachspezifische Prägung oder individuelle persönliche Hintergründe betrifft. Entsprechend müssen die Rektoren ebenfalls in sprachlicher Hinsicht als Individuen angesehen werden, die ein unterschiedliches Bewusstsein im sprachlichen Ausdruck aufweisen, die einzelne Begriffe unterschiedlich assoziieren und die – trotz eines allgemein überdurchschnittlichen Bildungsniveaus – über unterschiedliche Kenntnisstände in Bezug auf die von ihnen angesprochenen Themen verfügen.

Derartige Unterschiede lassen sich nicht zuletzt im Hinblick auf den Umgang mit den sprachlichen Relikten der NS-Zeit beobachten. Entgegen früher sprachkritischer Äußerungen wie etwa von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind war die deutsche Sprache nach 1945 nicht komplett ›zerstet‹ oder ›tot‹ – genauso wenig wie die Nationalsozialisten sie 1933 gänzlich neu erfunden haben konnten.³¹ Dennoch hatten sich in den zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft bestimmte Begriffe, Ausdrucksweisen wie auch ein gewisser Sprachstil festgesetzt, die über das Ende des Regimes im Mai 1945 hinaus eine gewisse Kontinuität im deutschen Sprachraum aufwiesen. Diese betrafen aber, wie Walther Dieckmann in seinem Aufsatz »Diskontinuität?« von 1983 schreibt,

31 D. Sternberger/G. Storz/W.E. Süskind (1957).

»(a) nicht alle Ebenen der Sprache gleichmäßig, meist überhaupt nur Teilbereiche des Lexikons und Stilphänomene; (b) nicht alle Sprechergruppen in gleicher Weise; sie beeinflussen (c) nicht alle gesellschaftlichen Kommunikationsbereiche (Alltag, Politik, Massenmedien, Literatur, Wissenschaft etc.) gleich stark, und sie treten (d) mit zeitlichen Verzögerungen auf.«³²

Anhand einer Analyse von Zeitungsartikeln der Nachkriegszeit zeigt Dieckmann, dass die Verwendung vieler Begrifflichkeiten der NS-Sprache sich allein aufgrund der neu in den Fokus rückenden Themen und Ereignisse in der Berichterstattung verloren habe. Dennoch beobachtet er eine nennenswert große Zahl von Artikeln, in denen Vokabular aus dem »faschistischen Gebrauchskontext« ohne jeglichen »Sprachzweifel« referenziert werde, auch wenn es um aktuelle Themen gehe. Den pauschalen Rückschluss auf eine entsprechende ideologische Verhaftung des Verfassers lässt er jedoch mit dem Verweis auf die ausschlaggebende Bedeutung des jeweils geschilderten Sachverhalts nicht zu.³³

Wie Dieckmann weist auch Georg Stötzel darauf hin, dass die Verwendung nationalsozialistisch belegter Begrifflichkeiten in den Nachkriegsjahren nicht zwangsläufig auf eine Nähe zur dahinterstehenden Ideologie verweise. Sie sei vielmehr Ausdruck eines individuell unterschiedlichen Grads an »Sprachreflexivität und geschichtsbewusster Sprachsensibilität«. Die »Gemeinschaft der Deutschsprechenden« stelle sich insgesamt gesehen »uneinheitlich im Erfahrungshintergrund, im Wissensstand und folglich auch hinsichtlich der Sensibilität gegenüber historisch belasteten Wörtern, Ausdrücken oder Ausdrucksweisen der deutschen Sprache« dar, weswegen es zwangsläufig zu unterschiedlichen Ausdrucks-Levels im individuellen Sprachgebrauch komme.³⁴

In der Nachkriegszeit selbst erschienen mehrere Veröffentlichungen von Zeitzeugen, die sich bereits kritisch mit der Verwendung von Sprache durch die Nationalsozialisten auseinandersetzten. Der Philologe Victor Klemperer veröffentlichte 1947 unter dem Titel »Lingua Tertii Imperii« (LTI) seine dazu noch während der NS-Zeit verfassten Notizen.³⁵ Sternberger, Storz und Süskind untersuchten in der von Sternberger herausgegebenen Zeitschrift »Die Wandlung« von 1945 bis 1948 monatlich einen aus ihrer Sicht typischen NS-Begriff. In Buchform erschien die Sammlung dieser Wortkritiken »Aus dem Wörterbuch des Unmenschen« knappe zehn Jahre später, im Jahr 1957.³⁶ Ziel jener Arbeiten war es, zum einen auf den Anteil der Sprache am Geschehen während der NS-Diktatur aufmerksam zu machen und gleichzeitig eine »Entnazifizierung der

32 W. Dieckmann (1983), S. 92.

33 W. Dieckmann (1983), S. 96f.

34 G. Stötzel (1995b), S. 366.

35 V. Klemperer (2007).

36 D. Sternberger/G. Storz/W. E. Süskind (1957).

Sprache« zu anzustoßen. Tatsächlich blieben derartige Vorstöße in der direkten Nachkriegszeit ohne große Wirkung.³⁷

Die Nachkriegsrektoren beschwören in ihren Reden einheitlich die Abkehr vom nationalsozialistischen Gedankengut. Auf der sprachlichen Ebene allerdings sind die Redner dabei individuell unterschiedlich stark von verschiedenen Mustern beeinflusst, wie sie typisch für die NS-Sprache waren. Am deutlichsten zeigt sich dies lexikalisch in der Verwendung von Wörtern und Bezeichnungen, die in der offiziellen Sprache des Nationalsozialismus bestimmte ideologische Konnotationen erfüllten, beziehungsweise die zur Beschreibung bestimmter Sachverhalte benutzt und häufig stereotyp wiederholt wurden.

Sprechen die Rektoren beispielsweise von der deutschen Gesellschaft, so wenden sie in der Regel den Begriff »Volk«. Bereits im 19. Jahrhundert hatte »Volk« – auch in den Komposita ›Volksnation« und ›Volksgemeinschaft« – im Prozess der nationalen Konstitution eine gewisse Aufladung erhalten.³⁸ In der nationalsozialistischen Verwendung entwickelte er sich zu einem der »positiven Hochfrequenzwörter« überhaupt. Er diente damit dem Transport zentraler nationalsozialistisch-ideologischer Anliegen, ähnlich anderen Begriffen wie ›Rasse«, ›Art«, ›Blut«, ›Raum« etc.³⁹ In den Nachkriegsreden der Rektoren erscheint die Bezeichnung »Volk« unkommentiert auf diese Verbindung hin. Viele Redner benutzen sie sogar, um eine definitionsmäßige Trennung zwischen *dem Volk* und *den Nazis* vorzunehmen. Dies geschieht vor allem im Zusammenhang der Schuld-Frage, um die Linie zwischen Tätern und Nichttätern klar zu ziehen und die Verantwortung für das Geschehene der ›anderen« Gruppe, nämlich *den Nazis*, zuweisen zu können.⁴⁰

Je nach Sprachsensibilität der einzelnen Redner erscheinen in den Reden teils auch andere Phänomene an nationalsozialistisch aufgeladenem Sprachduktus oder zugehöriger Lexik. Auf den gesamten Quellenkorpus hin gesehen sind derartige Relikte häufiger in den Reden von Rektoren der Technischen Hochschulen zu finden als bei den Universitäts-Rektoren. Ein Beispiel, das die teilweise verzögerte sprachliche Weiterentwicklung sehr gut dokumentiert, liefert der Metallhüttenkundler Paul Röntgen in seiner Rede zur Wiedereröffnung der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (RWTH) Aachen 1946. Röntgen beschwört darin eine Rückkehr zur ›Kulturnation« als Deutschlands einzige Rettungsmöglichkeit. Zur Begründung folgt eine Anleihe an klassisch biologistische Formulierungen, wie sie sprachlich auch wenige Jahre zuvor hätten getätigt werden können: Allein die deutsche ›Kulturnation« als »Mutterboden« halte die »Heilkräfte« bereit, mit denen die nationalsozialistischen »Krankheitserreger restlos aus dem deutschen Volkskörper« ausgeschieden werden könnten. Insbe-

37 Vgl. hierzu: G. Stötzel (1995b), S. 356–359.

38 Vgl. hierzu H.-U. Wehler (1995), S. 951.

39 G. Stötzel (1995b), S. 364.

40 Zu diesem Themenkomplex vgl. Kap. V.1, S. 121–123.

sondere der im NS propagandistisch stark benutzte Begriff des »Volkskörpers« überrascht an dieser Stelle. Röntgen lässt die Formulierung sowohl inhaltlich wie auch in der gedruckten Ausgabe der Rede gänzlich unkommentiert. Er verfügt offenkundig nicht über ein Bewusstsein für die jüngste Sprachgeschichte des Begriffs, vor allem nicht für dessen zwischenzeitliche Diskreditierung.

Ähnlich unterschiedliche sprachliche Bewusstseinslevels der einzelnen Redner lassen sich auch bei der Verwendung der diskurs-typischen ›Schlüsselwörter‹ beobachten. An der Beispiel-Paarung der *Begriffe Europa* und *Abendland*, die beide mit einer hohen Frequenz im Diskurs fallen, lässt sich dies sehr gut exemplifizieren. Ein Redner wie der Moralthologe Theodor Steinbüchel befasste sich in seiner Tübinger Antrittsrede 1946 sehr distinguiert mit diesen beiden Entitäten und ihrer geschichtlich-begrifflichen Entwicklung. In vielen anderen Reden werden sie hingegen schlicht als Formulierungsvarianten ohne tiefere semantische Unterscheidung benutzt.

4. Gliederung

Die folgenden Kapitel führen zunächst in die Rahmenbedingungen des Diskurses ein. Der erste Teil dieses Großkapitels beschreibt kurz Situation der Universitäten und Technischen Hochschulen in den vier Besatzungszonen für die Nachkriegsjahre. Danach wird der Kreis der Rektoren und ihrer persönlichen Hintergründe vorgestellt, die als Redner die Akteure dieses Diskurses sind. Der letzte Teil führt in die Quellengattung der Rektoratsrede mit ihren Besonderheiten für die Nachkriegszeit ein.

Danach folgt die Untersuchung des Diskurses. Die Reden der Rektoren sind dominiert von drei großen Themenbereichen: Zunächst erörtern die Redner extensiv ihre krisenhafte Wahrnehmung der Gegenwart inklusive deren Hintergründe sowie Auswege daraus. Wichtigster Anknüpfungspunkt in diesem Umfeld ist die Kultur – Internationalität, gerade auch im europäischen Raum, und eine Wiederbelebung moralischer Instanzen stehen dabei im Fokus der Rektoren. Zu guter Letzt brechen die Redner all diese Themen auf ihre Institutionen herunter mit der Frage, wie die Hochschule der Zukunft auszusehen habe, um ihre Aufgaben innerhalb der Gesellschaft wahrnehmen zu können.

Die Krise der Gegenwart ist für die deutsche Nachkriegsgesellschaft eines der bestimmenden Themen. Neben der physisch erfahrbaren Zerstörung herrschte bei vielen Zeitgenossen der Eindruck, gleichermaßen in einer zerstörten Gesellschaft zu leben. Alle Lebensbereiche waren von dieser Krisenerfahrung betroffen. Die Verarbeitung dieser Krise nimmt in den Reden der Nachkriegsrektoren einen gewichtigen Teil ein, im Hinblick auf die Gesellschaft insgesamt wie auch im Hinblick auf die Hochschulen, und wird im ersten Teil dieses Großkapitels untersucht. Der zweite Teil nimmt die Erklärungsversuche der Redner in den Blick, wie es zu einer Krise dieses Ausmaßes kommen konnte, um schließlich

im letzten Teil dieses Kapitels die Auswege näher zu beleuchten, welche die Redner aufzeigen.

In allen drei Zeitabschnitten – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – sind die Kultur und ihre unterschiedlichen Erscheinungsformen einer der Hauptbezugspunkte für die Redner. Die Krise der Gegenwart bewerten die Redner in erster Linie kulturell. Der Verfall der Kultur ist der am meisten referenzierte Grund, warum die Krise überhaupt heraufzog. Gleichermäßen gilt die Wiederbelebung von Kultur als sicherster Ausweg daraus. Verschiedene kulturelle Aspekte beleuchten die Redner intensiv. Dazu gehören zum einen die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern allgemein. Die Verbindungen im eigenen abendländisch-europäischen Kulturkreis unterstreichen die Rektoren insbesondere. Darüber hinaus verweisen sie auf eine übergeordnete moralische Instanz, die entweder in Form des humanistischen Gedankens oder aber auch einer religiösen Bindung dem Einzelnen wieder Rückhalt bieten solle. Jeder dieser drei Punkte wird in einem eigenen Unterkapitel betrachtet.

Nachdem in den zwei vorangegangenen Großkapiteln der Blick sehr stark auf allgemein-gesellschaftliche Analysen und Vorstellungen der Redner gerichtet war, wendet er sich nun ihren Schlussfolgerungen in Bezug auf die Hochschule zu. Ihre im vorherigen bereits dargelegten Ansichten treffen auch auf die Institution Hochschule zu, verfeinern sich aber durch die speziellen Gegebenheiten dieser Einrichtung noch weiter. Die Verfasstheit der deutschen Hochschule als Heimstätte für die Gemeinschaft aus Forschung und Lehre stellt den unangefochtenen Ausgangspunkt der rektoralen Überlegungen dar. Ein einfaches Zurück zu den Zuständen vor 1933 halten die Redner jedoch für unmöglich. Die Rolle, welche die Wissenschaft in der Zukunft einnehmen solle bzw. könne, ist somit Gegenstand weiterführender Überlegungen. Ebenso überdenken sie die konzeptionellen und organisatorischen Strukturen der Hochschule, die – wie zu den Glanzzeiten der vormodernen Universität – wieder mehr einen gemeinschaftlichen Aspekt betonen sollten. Hinsichtlich der Ausbildung der jungen Generation sehen die Redner indes die Notwendigkeit, neue Wege zu beschreiten. Der letzte Teil dieses Großkapitels sammelt entsprechend die Vorschläge und Konzepte für eine Reform der Hochschule.

II. Foren – Hochschulen im Deutschland der Nachkriegszeit

Zentraler Dreh- und Angelpunkt der Rektoratsrede ist die Hochschule. Sie ist der physische Ort, von dem aus die Rede ihre Verbreitung findet. Genauso stellt sie den ideellen Ort dar, auf den die Rede inhaltlich referenziert. Sie ist Raum von Wissenschaft und Forschung genauso wie von Bildung und Ausbildung. Sie gibt den Rahmen vor, innerhalb dessen und aus dem heraus der Rektor sein Wirken entfalten kann. Als öffentliche Einrichtung steht sie darüber hinaus zur gleichen Zeit in Kontakt mit Gesellschaft und Staat.

Zu Ausgang des Zweiten Weltkriegs war dieses stolze Bild der Hochschule weit entrückt. Das Hochschulleben lag darnieder, der Vorlesungsbetrieb war eingestellt, die Forschungsreinrichtungen, Bibliotheken etc. zu großen Teilen ausgelagert oder zerstört, die Hochschulangehörigen selbst kriegsbedingt weit verstreut. Die zwölf Jahre des nationalsozialistischen Regimes hatten tiefe Spuren auch an der Hochschule hinterlassen. Das nationalsozialistische Hochschulkonzept hatte traditionelle Formen der Hochschulorganisation abgelöst, unter anderem durch die Übertragung des Führer-Prinzips in den universitären Bereich. Die akademische Selbstverwaltung fand sich auf ein Minimum beschnitten, die gesamte Institution stark dem politischen Willen der Machthaber unterworfen.

Bei allen Hochschulen befand sich zu Kriegsende ein Gros der Universitätsangehörigen – sowohl der Studenten wie auch der Dozenten – zunächst noch andernorts. Überall jedoch fand sich eine Gruppe von Professoren wie auch anderen der Hochschule nahestehenden Personen, die sich an eine baldige Wiedereröffnung machten, vielfach bereits vor Einnahme der jeweiligen Stadt durch die alliierten Armeen.¹ Ziel war es, Fakten zu schaffen, die Hochschule als kontinuierlich agierende Einrichtung zu präsentieren, die sich selbst vom nationalsozialistischen Einfluss befreit hatte, um der Institution im Übergang die Existenz zu sichern. In den meisten Fällen waren diese Maßnahmen erfolgreich und die Hochschulen wurden spätestens im Laufe des Jahres 1946 wiedereröffnet.² In

1 So zu beobachten beispielsweise in Berlin, Göttingen, Greifswald, Hamburg, Heidelberg, Jena, Leipzig, Münster, Tübingen oder Würzburg. Vgl. hierzu R. Boch (2004), S. 129 f.

2 Die Geschehnisse an den einzelnen Hochschulstandorten variieren sowohl in ihren Abläufen wie in der Zusammensetzung der an ihnen beteiligten Interessengemeinschaften. Eine eigene Untersuchung der Geschichte der Wiedereröffnung der deutschen Hochschulen liegt bislang nicht vor. Aufschluss geben jedoch die einzelnen Hochschulgeschichten.

Kurze Zusammenfassungen der Wiederaufnahme des Betriebes an den deutschen Universitäten finden sich bspw. bei R. Boch (2004), S. 17–37 oder bei J. John (1998), S. 15–39 inkl. tabellarischer Übersicht auf S. 449–452. Der Ansicht Johns, die deutschen Universitäten seien reformunwillig gewesen und hätten sich »mit einigen rituellen und personellen Korrekturen«